



Leseprobe

Wulf Dorn
Dunkler Wahn
Thriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 8,99 €



Seiten: 432

Erscheinungstermin: 14. Januar 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Sie liebt. Sie lauert. Sie tötet.

Ein Rosenstrauß ohne Absender. Geschenke vor der Haustür. Briefe unter dem Scheibenwischer ... Der Psychiater Jan Forstner wird von einer Unbekannten mit Liebesbezeugungen überhäuft. Anfangs glaubt Jan noch an die harmlose Schwärmerei einer ehemaligen Patientin. Doch dann bittet ihn ein Journalist um Mithilfe im Fall einer mysteriösen Frau und wird kurz darauf ermordet. Jan erkennt, dass er ins Visier einer Wahnsinnigen geraten ist. Und seine Verfolgerin schreckt vor nichts zurück.



Autor

Wulf Dorn

Wulf Dorn (*1969) war zwanzig Jahre in einer psychiatrischen Klinik tätig, ehe er sich ganz dem Schreiben widmete. Mit seinem 2009 erschienenen Debütroman "Trigger" gelang ihm ein internationaler Bestseller, dem weitere folgten. Dorns Bücher werden in zahlreiche Sprachen übersetzt und begeistern eine weltweite Leserschaft. Für seine Storys und Romane wurde er mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem französischen Prix Polar, dem ELLE Readers Award und dem Glauser Preis.

Zum Buch

Seit der Aufdeckung des Fahlenberger Klinikskandals ist der Psychiater Jan Forstner gegen seinen Willen zu einer lokalen Berühmtheit geworden. Deshalb misst er den Geschenken einer unbekanntem Verehrerin zunächst auch keine Bedeutung bei. Doch dann wird ein Journalist ermordet, der Jan um Mithilfe in einem mysteriösen Fall gebeten hatte. Ein Fall, der mit einer rätselhaften Frau in Zusammenhang stand.

Jan erkennt, dass er ins Visier einer Wahnsinnigen geraten ist, die ein perfides Spiel mit ihm treibt. Doch wer ist die Frau mit den zwei Gesichtern? Die Suche nach der Identität der Mörderin führt den Psychiater in einen Alptraum aus Paranoia und seelischer Grausamkeit, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint. Und die einzige Person, die ihm helfen könnte, ist zum Schweigen verdammt.

Zum Autor

Wulf Dorn, Jahrgang 1969, schreibt seit seinem zwölften Lebensjahr. Seine Kurzgeschichten erschienen in Anthologien und Zeitschriften und wurden mehrfach ausgezeichnet. Mit seinem Debütroman *Trigger* gelang ihm sofort ein Bestseller, die Verfilmung des Romans befindet sich in Vorbereitung. Inzwischen wurden seine Romane in zahlreiche Sprachen übersetzt. Besuchen Sie die Website des Autors unter www.wulfdorn.net

Lieferbare Titel

Trigger
Kalte Stille

WULF DORN

DUNKLER WAHN

THRILLER

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 02/2013
Copyright © 2011 by Wulf Dorn
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Redaktion: Heiko Arntz
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
unter Verwendung der Fotos von © Shutterstock/Eky Studio
und Istockphoto/Tunart
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43701-2

www.heyne.de

Für meine Mutter,
auch wenn sie keine Geistergeschichten mag.

Und für Xaver und Karoline.

Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.

SPRICHWORT

»I'm your biggest fan, I'll follow you until you love me.«

»Paparazzi« LADY GAGA

EIN UNSIGNIERTER BRIEF

Liebster Jan,

keine Geschichte hat ein Happy End. Mag Richard Gere noch tausendmal die Feuerleiter emporsteigen und seine Pretty Woman küssen, es ist alles nur Illusion.

Denn wie sehr wir auch darauf hoffen, wie sehr wir es uns auch ersehnen mögen, der Kuss vor dem Abspann ist dennoch eine Lüge. Er ist der als Ende getarnte Beginn. Entscheidender ist doch, was ihm folgt.

Hingegen sind die Märchen, die man uns in der Kindheit erzählt hat, sehr viel ehrlicher. Hast Du schon einmal über den Satz nachgedacht, den man am Ende fast jeden Märchens findet?

Und sie lebten glücklich bis an ihr Lebensende.

Darin steckt die unausweichliche Wahrheit. Denn am Ende steht immer der Verlust. Und das Zynische daran ist, dass er umso heftiger schmerzt, je glücklicher Du zuvor gewesen bist. Wenn Du eines Tages diesen Brief erhältst, werden wir beide gelitten haben, und der Schmerz wird unbeschreiblich sein. Es wird der Moment sein, in dem Du begreifst, was wahre Liebe wirklich bedeutet und dass nichts auf dieser Welt durch Zufall geschieht.

Glaub mir, so schlimm es auch werden wird, Du wirst mir für diesen Schmerz dankbar sein. Nein, mehr noch. Du wirst mich dafür lieben. So, wie ich Dich jetzt schon liebe. Jetzt, wo Du noch nicht einmal von mir weißt.

In Gedanken bin ich immer bei Dir. Und bald schon wirst auch Du mich nie wieder vergessen können.

NACH DEM REGEN

Als der Schock ein wenig nachließ, waren die Krähen vor dem Fenster das Erste, das Jan Forstner wieder bewusst wahrnahm. Sechs dunkle Gestalten, reglos aufgereiht auf dem ausladenden Ast einer Blutbuche, und hinter ihnen der stahlgraue Himmel.

Die Krähen schienen auch ihn zu sehen. Sie hockten da wie sechs Richter in schwarzer Robe, bereit, das Urteil über Jan zu sprechen.

Schuldig.

Jan saß auf einem der Besucherstühle, die Hände um die Sitzfläche gekrampft. Er fühlte sich wie betäubt. Als ob ihn eine Glasglocke von der Welt abschirmte.

Der Widerhall der Stimmen und Schritte auf dem Krankenhausflur klang merkwürdig dumpf. All die Pfleger und Polizisten, Ärzte und Patienten, die an ihm vorbeieilten, kamen ihm gesichtslos vor. Er sah sie wie helle und dunkle Schatten, die man bei einer Karussellfahrt wahrnimmt. Surreale Bilder aus einer anderen Welt.

Nur sein Zittern fühlte sich real an. Jan fror. Gott, wie sehr er fror! Ein unkontrollierbarer Schüttelfrost, der seine Zähne klappern ließ. Nicht einmal die Wolledecke, die man ihm um die Schultern gelegt hatte, half dagegen. Wie auch? Diese eisige Kälte kam von innen. Sie war neurologisch bedingt, sagte der Arzt in ihm. Eine Reaktion auf den Schock.

»Zurückbleiben«, rief eine Männerstimme. »So bleiben Sie doch zurück!«

Jan wandte den Kopf zu dem Zimmer, in dem es geschehen war. Da war nur wenig Blut gewesen. Nur ein paar Spritzer auf dem Linoleum, und doch ...

Jemand sprach ihn an. Eine Schwester. Er konnte ihr Gesicht dicht vor sich sehen, erkannte, dass sie etwas sagte. Doch er verstand ihre Worte nicht. Ihre Stimme klang wie aus weiter Ferne.

»Dr. Forstner, hören Sie mich?«

Er nickte.

»Bleiben Sie hier sitzen, der Arzt ist gleich bei Ihnen.«

Was glaubst du dämliche Kub, was ich sonst machen werde, wollte er sie anschreien. Aufstehen und wegspezieren? Ich kann froh sein, wenn ich nicht gleich von diesem billigen Stuhl kippe.

Wieder nickte er nur und bekam ein Lächeln zum Dank, das wohl aufmunternd gemeint war. Dann wich die Schwester zurück und machte Platz für zwei Männer, die eine abgedeckte Bahre aus dem Krankenzimmer trugen.

Jan starrte auf die Bahre. Es schien, als würde sie an ihm vorbeisweben – langsam, ganz langsam –, und als sie genau auf Jans Höhe angekommen war, sah er die Hand, die teilweise unter dem Laken hervorschaute.

Drei Finger. Schlank. Bleich. Rotbrauner Nagellack. Dieselbe Farbe, die auch die Spritzer auf dem Boden des Krankenzimmers annehmen würden, wenn sie zu trocknen begannen.

Vor seinem geistigen Auge erschien Carla. Sie saß im Bademantel auf der Wohnzimmerecouch und hatte die gewaschenen Haare unter einem Handtuchurban verborgen. In den Sandelholzduft ihrer Hautlotion mischte sich der beißende Geruch von frischem Nagellack. Sie lachte Jan an und pustete über ihre Fingerkuppen.

Magst du die Farbe?

»Nein«, flüsterte er. »Jetzt nicht mehr.«

Das Bild verblasste. Carla war verschwunden. Die Bahre war verschwunden. Stattdessen wieder die Karussellschatten um ihn.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

»Sie müssen jetzt stark sein, Jan.«

Jan sah hoch und erkannte den Polizisten mit der Narbe in der Braue. Wie war doch noch sein Name? Jan konnte sich nicht erinnern. Sein Kopf war so leer.

»Stark«, flüsterte er tonlos.

Noch immer hockten die Krähen vor dem Fenster. Jan spürte ihre anklagenden Blicke und glaubte, ihr Krächzen in seinem Kopf zu hören.

Es klang wie »*Schuldig, schuldig, schuldig*«, und er dachte: *Ich hätte den Strauß nicht annehmen sollen. Diesen gottverdammten Rosenstrauß!*

Denn damit hatte alles begonnen.

TEIL 1
LIMERENZ

»Ich weiß, viele der Nachrichten, die ich an Deiner Tür und in Deinem Briefkasten hinterlassen habe, waren eine Belästigung, aber ich dachte, es sei der einfachste Weg für mich, Dir meine Liebe auszudrücken.«

Aus einem Brief von John Hinckley jr. an Jodie Foster, geschrieben am 30. März 1981, wenige Stunden, ehe er ein Attentat auf US-Präsident Reagan verübte, um die Schauspielerin zu beeindrucken.

1

Nachdem die Sprechstunde beendet und seine letzte Patientin für diesen Tag auf ihr Zimmer zurückgegangen war, holte Dr. Jan Forstner ein belegtes Brötchen aus der Schreibtischschublade und trat ans Fenster. Lustlos kaute der Psychiater das fade, weiche Etwas, das ihm eine Cafeteria-Mitarbeiterin als »Ciabatta speciale« angepriesen hatte, und sah in den dunklen Oktoberabend hinaus.

Der Wetterdienst hatte für diese Woche anhaltenden Regen angekündigt und Recht behalten. Dicke Tropfen hämmerten gegen die Fensterscheibe und rannen tränengleich über das Glas. Ein starker Ostwind trieb schwarze Wolken über den Abendhimmel und wirbelte das Herbstlaub durch den Park der Waldklinik. Es war, als würde die Natur noch einmal gegen das nahende Ende des Jahres aufbegehren, ehe ihr der Winter das Leben raubte.

Hinter den meisten Fenstern der umliegenden Stationsgebäude brannte Licht, nur die ehemalige Direktorenvilla lag gänzlich im Dunkeln. Dort, wo sich einst deren Garten befunden hatte, standen nun mehrere Baucontainer, Paletten mit Gerüstteilen und zwei Plastiktoiletten.

Bald würde man mit den Umbauarbeiten beginnen, und eine neue Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie würde entstehen. Ein Projekt, für das sich Jan in den letzten Monaten starkgemacht hatte und das nun endlich umgesetzt werden sollte. Es war ein mühsamer Weg durch den Bürokratiedschungel der Behörden gewesen, und Jan hatte kaum glauben können, wer alles hierzu seine Zustim-

mung geben musste, doch letztlich hatten er und das Projektteam sämtliche Hürden gemeistert, worauf sie zu Recht stolz waren.

Jan sah eine gebeugte Gestalt, die im schwachen Schein der Parkleuchten durch den Regen eilte und dann um eine Wegbiegung verschwand. Gleich darauf fuhr ein Lieferwagen in Richtung der Pforte davon. Seine Scheinwerfer erhellten den Regen, der auf dem Asphalt tanzte.

Jan ließ den Rest des Brötchens im Papierkorb verschwinden und widmete sich dem Bericht über seine letzte Patientin. Eine verschüchterte Siebzehnjährige, die von einer Gruppe anderer Mädchen gezwungen worden war, sich einen Hundehaufen im Gesicht zu verreiben. Kurze Zeit später war das Handyvideo auf YouTube erschienen und hatte etliche »Mag ich«-Klicks erhalten, woraufhin sich das Mädchen die Pulsadern aufgeschnitten hatte.

Es klopfte, und Schwester Bettina streckte den Kopf zur Tür herein. Mit ihren einundzwanzig Jahren war sie kaum älter als Jans Patientin, doch er war überzeugt, dass diese Mädchen bei ihr keine Chance gehabt hätten. Die junge Frau mit dem Nasenpiercing und dem *Punk's not dead*-T-Shirt unter ihrem Schwesternkittel hätte die Gruppe sicherlich aufgemischt. Zwar wirkte sie trotz ihrer Größe schlank und zerbrechlich, aber hin und wieder konnte man ein Funkeln in ihrem Blick sehen, das zu verstehen gab, dass man sie besser nicht unterschätzen sollte.

»Entschuldigung, Dr. Forstner. Störe ich?«

»Was gibt es denn?«

»Eine Überraschung.« Die Schwester lächelte verschwörerisch, dann öffnete sie die Tür vollends und trat mit einem großen Rosenstrauß ein. »Die sind für Sie.«

»Für mich?«

Bettina nickte, woraufhin ihr eine blondierte Strähne ins Gesicht fiel, die sie mit einer kessen Kopfbewegung wegblies. »Ja, sind gerade abgegeben worden. Toll, was? Das sind Baccara-Rosen.«

Verblüfft starrte Jan auf den Strauß, dann erinnerte er sich an den Lieferwagen und nahm die Blumen entgegen.

Carla war immer wieder für eine Überraschung gut, sei es nun ein Kerzenmeer im Wohnzimmer zum Geburtstag oder ein spontanes Picknick am Waldrand als Einstand für ein verlängertes Wochenende. Allerdings hätte er nach den letzten Wochen nicht mit einem solchen Zeichen gerechnet. Für diesen Rosengruß musste sie ein kleines Vermögen ausgegeben haben.

»Frau Weller ist wohl noch immer unterwegs?«

»Ja, aber in ein paar Tagen ist sie wieder zurück.«

Jan betrachtete den Strauß. Er vermisste Carla mehr, als er sich eingestehen wollte. Vor allem jetzt.

»Sagen Sie ...« Bettina hüstelte. »Dürfte ich Sie um einen Gefallen bitten?«

Sie wirkte etwas verlegen, und Jan hätte nie gedacht, dass die sonst so selbstbewusste junge Frau rot werden könne. Aber als sie nun die andere Hand hinter dem Rücken hervorzog, wirkte sie wie ein schüchternes kleines Mädchen.

»Glauben Sie, Frau Weller würde es mir signieren, wenn sie wieder da ist? Und wenn es Ihnen nichts ausmacht, Sie vielleicht auch, Herr Doktor?«

Sie hielt Jan das Buch entgegen. Jan nahm es und betrachtete den vertrauten weißen Schutzumschlag mit dem schwarzen Titelschriftzug

KALTE STILLE
VON CARLA WELLER

Der Untertitel lautete

DIE AUFDECKUNG EINES PSYCHIATRIESKANDALS

Dieses Buch hatte vieles in Jans Leben verändert. Carla berichtete darin über seine Geschichte, über das Verschwinden seines Bruders Sven im Januar 1985 und die lange Zeit der quälenden Ungewissheit, was mit dem Jungen geschehen war. Dreiundzwanzig endlos lange Jahre waren verstrichen, ohne dass man je auf eine Spur des Sechsjährigen gestoßen wäre.

Svens Verschwinden hatte für Jan und seine Familie fatale Folgen gehabt, und Jan wäre beinahe daran zerbrochen. Als er schließlich den schwärzesten Punkt seines Lebens erreicht hatte, war er zur Rückkehr nach Fahlenberg gezwungen gewesen und hatte eine Arztstelle in der Waldklinik angenommen. Nur wenig später hatte der Suizid einer jungen Frau dazu geführt, dass Jan einem Skandal auf die Spur gekommen war, der mit Sven und der Klinik in Zusammenhang gestanden hatte.

Während dieser Zeit hatte er die Journalistin Carla Weller kennengelernt, und die Ereignisse hatten die beiden zusammengeschweißt. Sie hatten ihr Leben riskiert, um die Wahrheit über eine Serie rätselhafter Selbstmorde herauszufinden, und sämtliche Medien hatten darüber berichtet.

Jan, der eine Schlüsselrolle in diesem Fall gespielt hatte, war in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. In zahllosen Artikeln war sensationsheischend über die Aufdeckung des Skandals berichtet worden, und der Trubel um Jans Person war ihm alles andere als recht gewesen – vor allem, weil nicht alles, was über den Fall geschrieben wurde, der Wahrheit entsprochen hatte. Viele Fakten waren schlagzeilenwirksam aufgebauscht und mit erfundenen

Geschichten über Jan und seine Familie ausgeschmückt worden. Als ob das, was ihnen in Wirklichkeit widerfahren war, nicht schon schlimm genug gewesen wäre.

Selbstverständlich hatte auch Carla darüber geschrieben, und es hatte nicht lange gedauert, ehe ihr ein Verlag ein äußerst lukratives Angebot für ein Buch gemacht hatte. Sie hatte mit Jan über dieses Angebot gesprochen, und Jan war dagegen gewesen. Immerhin ging es um *seine* Geschichte, und er hatte endlich damit abschließen wollen. Doch Carla hatte darin eine »große Chance« gesehen – nicht nur für sich selbst, wie sie betont hatte. Zwar bedeutete dieses Buch für sie den großen Karriereschub von der Kleinstadtreporterin zur Buchautorin, aber sie sah darin auch die Möglichkeit, den Gerüchten, die ihre Pressekollegen in immer neuen Artikeln über Jans Geschichte in die Welt setzten, ein Ende zu bereiten.

Trotzdem hatte Jan sie zu überzeugen versucht, den Buchvertrag abzulehnen. Aus seiner Sicht war schon viel zu viel über seine Person an die Öffentlichkeit gelangt, und er hatte gehofft, dass der ganze Fall über kurz oder lang in Vergessenheit geraten würde, sobald ein neues großes Thema die Presse beschäftigte.

Doch Carla hatte sich nicht umstimmen lassen. Es sei auch ihre Geschichte, hatte sie ihm entgegengehalten. Schließlich sei sie dabei fast ums Leben gekommen.

So war das Buch zu einem Keil geworden, der immer tiefer in ihre Beziehung drang – erst recht, als es zu einem Bestseller wurde. Nun, ein Jahr nach den Ereignissen und wenige Wochen nach Erscheinen des Buches, trat Carla in Talkshows auf und gab Interviews, und wen immer sie auch traf, das Erste, worauf sie angesprochen wurden, war Carlas Buch.

Die Folge war, dass Jan und Carla feststellen mussten,

wie sehr sie sich voneinander entfernt hatten – Carla, die ihren Lebenstraum von der großen Story verwirklicht sah, und Jan, der nur das ruhige und normale Leben führen wollte, nach dem er sich so viele Jahre lang vergeblich gesehnt hatte.

Als Carla schließlich das Angebot für eine mehrwöchige Lesereise annahm, sahen sie beide darin eine Möglichkeit, für eine Weile getrennte Wege zu gehen, um über die weitere Zukunft ihrer Beziehung nachzudenken. Falls es noch eine Zukunft für sie gab.

Da er seit Carlas Abreise nichts mehr von ihr gehört hatte, war Jan überzeugt gewesen, dass es zwischen ihnen aus war. Doch der Rosenstrauß ließ neue Hoffnung in ihm aufkeimen. Denn trotz aller Differenzen in den letzten Monaten bedeutete das noch nicht, dass er nichts mehr für sie empfand. Im Gegenteil.

»Ich werde ihr das Buch zum Signieren geben, sobald sie zurück ist«, versprach er und zauberte damit ein breites Lächeln auf Bettinas Gesicht. Gleichzeitig bemerkte er eine Veränderung. Das kleine Mädchen, das in ihr zum Vorschein gekommen war, verschwand, und Bettina war wieder die selbstbewusste junge Frau Anfang zwanzig.

»Danke, Sie sind ein Schatz! Ist es okay, wenn ich heute ein wenig früher gehe? Ich müsste dringend ... also, ich hätte da noch was zu erledigen.«

Jan hielt den Strauß hoch. »Aber vorher besorgen Sie mir bitte noch eine Vase.«

»Hab ich schon.«

Sie huschte zu ihrem Schreibtisch im Vorzimmer und kam gleich darauf mit einer Vase zurück.

»Danke, Bettina. Was wäre ich nur ohne Sie?«

Sie zwinkerte ihm zu. »Na, wenigstens gut, dass Sie es merken.«

Sein Telefon klingelte, und Bettina ließ ihn allein. Jan nahm den Hörer ab und ertappte sich bei der leisen Hoffnung, es könnte vielleicht Carla sein.

»Dr. Forstner?«, fragte eine aufgeregte Männerstimme. »Hier spricht Volker Nowak. Erinnern Sie sich an mich? Ich schreibe für den *Fablenberger Boten*.«

Natürlich erinnerte sich Jan an ihn. Nowak hatte eine Weile mit Carla zusammengearbeitet, ehe Carla nach dem mehr als großzügigen Vorschuss auf ihr Buch ihren Job gekündigt hatte. Auch Nowak hatte über Jan geschrieben und war einer der wenigen gewesen, denen Jan ein Interview gegeben hatte.

»Ja, ich weiß noch, wer Sie sind.«

»Ich müsste Sie dringend sprechen, Dr. Forstner. Haben Sie heute Abend für mich Zeit?«

»Worum geht es denn?«

Für einen kurzen Moment herrschte Schweigen am anderen Ende der Leitung, ehe Nowak mit gesenkter Stimme antwortete: »Das würde ich Ihnen gerne persönlich sagen.«

»Na gut, ich bin noch bis acht in der Klinik. Kommen Sie doch einfach bei mir im Büro vorbei.«

»Das geht nicht. Es kann sein, dass ich beobachtet werde, und ich möchte Sie keinesfalls in die Sache mit hineinziehen.«

»Nun ja, das tun Sie doch auch, wenn Sie woanders mit mir darüber sprechen.«

»Es wäre trotzdem besser, wenn wir uns nicht bei Ihnen treffen, sondern an einem ... *unauffälligeren* Ort. Ginge das?«

Nun wurde Jan erst recht neugierig. »Wollen Sie mir denn nicht wenigstens kurz sagen, worum es geht?«

»Sagen wir, ich brauche Ihre fachmännische Meinung. Kennen Sie das Old Nick's?«

»Das irische Pub in der Innenstadt?«

»Ich könnte gegen halb neun dort sein.«

Jan überlegte kurz. Eigentlich war er dafür zu müde, aber Nowak machte ihn neugierig. Außerdem war heute Sonntag, und ein Feierabendbier nach dieser anstrengenden Arbeitswoche wäre vielleicht eine ganz gute Idee.

»Also gut, um halb neun.«

Nowak stieß einen erleichterten Seufzer aus und gab Jan seine Mobilnummer. »Nur für den Fall, dass Ihnen etwas dazwischenkommt«, sagte er und legte auf.

Verwundert sah Jan den Hörer an. Was hatte all das zu bedeuten?

Es kann sein, dass ich beobachtet werde.

Von wem? Und warum?

Nun, in einer guten Stunde würde Jan es wissen.

2

Sie stand in einer dunklen Seitengasse und drückte sich gegen die Hauswand. Neben ihr prasselte der Regen auf einen Müllcontainer, und der Wind wehte eine zerrissene Plastiktüte an ihr vorbei.

Es tat gut, hier zu stehen. Hier fühlte sie sich unsichtbar. Kaum ein Mensch war unterwegs, und wenn doch einmal jemand vorbeieilte, war er viel zu sehr mit dem Unwetter beschäftigt, als dass er den schmalen Schatten in der Gasse wahrgenommen hätte. Denn mehr als ein Schatten war sie nicht – ein Schatten, der unentdeckt bleiben wollte, bis ihr großer Moment gekommen war. Das war seit langem ihr Plan gewesen, und bisher war dieser Plan stets aufgegangen.

Bisher. Denn seit zwei Tagen war alles anders. Jemand hatte sie *erkannt*. Dabei hatte sie sich doch so viel Mühe gegeben, unauffällig zu bleiben. Sie war nett, freundlich und hilfsbereit gewesen, und wenn es irgend möglich war, hatte sie sich aus allem herausgehalten, das die Aufmerksamkeit der Leute auf sie gelenkt hätte.

Doch dann hatte sie einen Fehler gemacht. Nur ein klitzekleiner Fehler, ein kurzer Moment der Unachtsamkeit ... Damit hatte sich alles verändert. Ihr Geheimnis war in Gefahr.

Und als sei das nicht schon schlimm genug, handelte es sich bei diesem Jemand um einen Journalisten, der im Ruf stand, besonders neugierig zu sein. Er würde Nachforschungen anstellen, davon war sie überzeugt. Vielleicht hatte er sogar schon damit begonnen?

Nein, nicht nur vielleicht, er hatte bestimmt schon damit begonnen. Wenn er herausfand, wer sie war, wäre es vorbei. Ihr Plan, ihr Glück ... alles aus und vorbei.

Mit geballten Fäusten sah sie zu dem Haus auf der anderen Straßenseite hinüber. Dort oben, hinter dem Fenster im ersten Stock, wohnte er. Volker Nowak.

Natürlich hatte auch sie Nachforschungen über ihn angestellt. Viel hatte sie dafür nicht tun müssen, denn Nowak war in Fahlenberg kein Unbekannter. Er war der Mann, dessen Recherchen vor einem halben Jahr zur Ergreifung eines langgesuchten Drogendealers geführt hatten. Weil er *beharrlich* war, wenn er eine Story witterte. Das hatte in einem Presseartikel über ihn gestanden – einem Artikel, den ein Konkurrenzblatt über ihn geschrieben hatte.

Und dass Volker Nowak beharrlich sein konnte, hatte sie heute am eigenen Leib erfahren müssen.

Urplötzlich war er aufgetaucht und hatte mit ihr reden

wollen – ein scheinbar belangloses Gespräch, aber sie hatte gemerkt, wie er sie dabei taxiert hatte.

Ja, verdammt, er *wusste*, wer sie war. Vielleicht war er sich vor diesem Gespräch noch nicht ganz sicher gewesen, vielleicht war er deswegen noch einmal zu ihr gekommen, aber als er wieder gegangen war, hatte er es *gewusst*. Sie hatte es in seinem Blick gesehen.

Er hatte sie *erkannt*, und seither fand sie keine Ruhe mehr. Wenn er zu recherchieren begann ...

Nein, dazu durfte es nicht kommen!

Lange Zeit hatte sie geglaubt, das, was sie einst getan hatte, sei sicher verborgen, sei ihr *wohlgebütetes Geheimnis* – aber nun war sie doch entdeckt worden. Ausgerechnet von einem, der seinen Lebensunterhalt damit verdiente, seine neugierige Nase in anderer Leute Angelegenheiten zu stecken.

Was sollte sie nur tun?

War dies Gottes Strafe dafür, dass sie ihre Tat nicht bereut hatte? Wollte Gott sie zwingen, ihre Schuld einzugestehen, weil sie es bisher nicht aus freien Stücken getan hatte?

Gut, einverstanden, dachte sie. *Ich bereue es. Ich bereue es sogar sehr. Aber bitte, lieber Gott, gib mir wenigstens noch eine Chance. Nur noch diese eine Chance! Hilf mir, wo ich doch so kurz vor dem Ziel bin.*

Sie musste mit diesem Nowak reden. Sie durfte nicht zulassen, dass er ihr Glück zerstörte. Er musste das einfach verstehen.

Wenn nicht, dann ... dann ...

Erschrocken fuhr sie zusammen. Wieder hatte sie zu seinem Fenster hochgesehen, und nun war das Licht aus.

O nein!

Wann hatte er es ausgeschaltet? Sie war so in Gedanken gewesen, dass sie es gar nicht bemerkt hatte.

Ihr Herz begann wie wild zu hämmern. Sie hätte nicht einmal mit Sicherheit sagen können, wie lange sie nicht aufgepasst hatte. Vielleicht länger, als es ihr vorkam. Das wäre nicht das erste Mal gewesen. Wenn sie aufgeregt war, kam es immer wieder vor, dass sie die Zeit und die Welt um sich herum vergaß. Hatte sie etwa wieder einen ihrer Aussetzer gehabt?

Lieber Gott, bitte nicht! Bitte, bitte nicht!

Dann öffnete sich die Haustür, und Volker Nowak trat ins Freie.

Erleichtert atmete sie auf. Sie hatte ihn nicht verpasst. Er war noch da.

Danke, lieber Gott!

Sie zog die Ränder ihrer Kapuze noch weiter ins Gesicht und biss sich auf die Unterlippe.

Warum zögere ich? Das ist meine Chance. Jetzt muss ich nicht einmal zu ihm in die Wohnung gehen. Er kommt sogar zu mir. Ich muss ihn einfach nur ansprechen.

Vor Aufregung zitternd, beobachtete sie, wie er den Kragen seiner Jacke hochschlug und um das Haus herum in den Hinterhof lief. Dort parkte sein Wagen, das hatte sie vorher überprüft.

Wenn sie ihn jetzt noch erwischen wollte, musste sie sich beeilen. Doch das klang einfacher, als es war. Sie hatte Angst, mit ihm zu sprechen. Angst, ihm zu sagen, wer sie wirklich war. Angst, er könnte sie zurückweisen und auf seinem Recht bestehen, die Öffentlichkeit über sie und ihre Tat in Kenntnis zu setzen.

Aber ich muss es versuchen. Ich muss!

Sie atmete noch einmal tief durch, dann lief sie los.

3

Das Old Nick's war eine der vielen Kneipen, die den Fahlenberger Marktplatz säumten. Früher hatte es hier vor allem Geschäfte gegeben, doch allmählich waren die Läden verschwunden, und die Gebäude hatte man nach und nach zu einer Gastronomiemeile umfunktioniert. Schuld daran waren die großen Supermärkte, die im Industriegebiet am Stadtrand entstanden waren. Niemand ging noch zum Metzger, Bäcker oder Drogisten, wenn man alles in einem haben und noch dazu direkt vor dem Eingang parken konnte.

Nikolas Mossner war einer der Fahlenberger Geschäftsleute gewesen, die aus dieser Not eine Tugend gemacht hatten. Als er seinen Lebensmittelladen schließen musste, verpachtete er das Gebäude an einen Pizzabäcker und eröffnete im Kellergewölbe des alten Fachwerkbaus ein Pub nach irischem Vorbild. Fortan zapfte er Guinness und Killkenny, schenkte Whiskey aus und verdiente nicht schlecht damit.

Für Jan, der Mossner noch aus Kindertagen mit seiner weißen Schürze hinter dem Gemüseregal kannte, war es ein befremdlicher Anblick, »Old Nick« nun hinter der Theke zu sehen. Als Mossner ihn begrüßte und seine Bestellung entgegennahm, ertappte sich Jan bei dem Gedanken, dass nun bestimmt die Frage, ob es denn ein bisschen mehr sein dürfte, folgen würde. So wie damals, wenn Jans Mutter Obst oder Gemüse bei ihm abwiegen ließ und darauf achtete, dass Mossner nicht mit dem Finger auf der Waage blieb, was dem »Schlitzohr«, wie sie ihn nannte, gern mal unterlief.

»Na, satt geworden?«, fragte Mossner und räumte Jans leeren Teller ab.

»Noch einen Bissen, und ich platze«, entgegnete Jan, der die Wartezeit auf Volker Nowaks Eintreffen mit einem herzhaften Steaksandwich überbrückt hatte.

Eigentlich war es ihm ganz recht gewesen, dass Nowak sich verspätete – so hatte er noch etwas Anständiges zu essen bekommen –, aber jetzt wurde er doch ungeduldig. Immerhin war der Journalist nun schon seit fast einer halben Stunde überfällig, und Jan hatte ihn auch nicht auf seinem Handy erreicht.

»Noch ein Bier?«, wollte Mossner wissen und schwenkte erwartungsvoll ein Guinnessglas.

Jan winkte dankend ab und bezahlte. Mossner schob ihm das Rückgeld über die Theke.

»Da hat dich wohl jemand versetzt, was?«

»Sieht ganz so aus. Sagen Sie, kennen Sie Volker Nowak?«

»Klar, der ist häufig hier. Warst du mit ihm verabredet?«

»Falls er doch noch auftauchen sollte, könnten Sie ihm bitte ausrichten, dass ich hier gewesen bin und dass er mich morgen Mittag wieder in der Klinik erreichen kann?«

»Sicher.« Mossner nickte und lehnte sich über den Tresen. Als Jan ihn so betrachtete, musste er denken, dass der alte Nick wirklich alt geworden war seit damals.

»Der Junge hat wohl Probleme, was?«, sagte Mossner mit gedämpfter Stimme, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Dachte ich mir schon. War erst gestern wieder hier und saß dort drüben in der Ecke vor seinem Bier. Hättest ihn sehen sollen. Hat nur auf sein Glas gestarrt, als hätte er sechs Richtige im Lotto und vergessen, den Schein abzugeben.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Klar hab ich das. Ich kenn den Volker doch schon, da konnte er noch nicht mal über die Ladentheke schauen.

Aber ich bin nicht so ganz schlau geworden aus dem, was er gesagt hat. »Nick«, hat er gesagt, »Nick, du kennst doch eine Menge Leute.« »Darauf kannst du wetten«, hab ich geantwortet, und er fragte, ob ich mich schon jemals in jemandem getäuscht hätte. »Aber sicher«, hab ich gesagt, »das kommt immer wieder mal vor. Man kann schließlich nicht in die Köpfe der Leute hineinsehen.« Dann hat er mich angesehen, als ob ich ihn nicht richtig verstanden hätte, und gesagt: »Nein, ich meine so *richtig* getäuscht. Du denkst, du kennst jemanden, und stellst dann fest, dass er jemand ganz anderes ist.« Ich hab gelacht und ihn gefragt, ob er denn nicht weiß, dass er mit einem geschiedenen Mann spricht. Aber er fand das nicht witzig.«

»Und dann?«

»Nichts.« Mossner zuckte die Schultern. »Er hat bezahlt und ist gegangen. Mit einem Gesicht, gegen das einem das Sauwetter da draußen wie ein Frühlingmorgen vorgekommen wäre.« Er stemmte sich wieder vom Tresen ab und machte sich am Zapfhahn zu schaffen. »Ich sag dir, da steckt bestimmt irgendein Weibsbild dahinter. Kein Wunder, wenn er mit 'nem Psychiater drüber reden will. Diese Weiber bringen uns doch alle noch um den Verstand. Wie sieht's aus, vielleicht doch noch ein Bier?«

Jan winkte nochmals ab und nahm sein Handy vom Tisch. Einen letzten Versuch wollte er noch unternehmen. Wenn er jetzt niemanden erreichte, dann musste Nowak ihn eben doch in der Klinik besuchen, wenn es ihm ernst war.

Jan drückte die Wahlwiederholung und hörte das Tuten des Freizeichens, gefolgt von einem Klicken. Er erwartete bereits die erneute Ansage von Nowaks Mobilbox, doch dann meldete sich eine Männerstimme.

»Ja?«

Jan drückte das Telefon fester ans Ohr und hielt sich das andere zu, um den Kneipenlärm zu dämpfen. »Herr Nowak, sind Sie das?«

»Mit wem spreche ich?«

Es war nicht Nowaks Stimme, aber dennoch klang sie vertraut, wenngleich Jan bei diesem Lärm nicht sagen konnte, woher er die Stimme kannte.

»Hier ist Jan Forstner. Und wer sind Sie?«

»Dr. Forstner«, sagte der andere und klang überrascht, »ich dachte mir doch gleich, dass ich diese Stimme kenne. Hier spricht Kröger.«

Konsterniert sah Jan auf das Display. Nein, er hatte die richtige Nummer gewählt. Aber wieso meldete sich der Polizist an Nowaks Anschluss?

Jan musste schlucken. Es gab schließlich nur eine plausible Erklärung: Volker Nowak war etwas zugestoßen. Wahrscheinlich ein Unfall auf dem Weg zum Pub, während Jan hier in aller Seelenruhe sein Abendessen verspeist hatte.

»Was ist los? Warum ...«

»Was wollten Sie denn von Herrn Nowak?«

»Wir waren verabredet, aber er ist nicht gekommen.«

»Ah ja«, hörte er Kröger sagen. »Tja, es tut mir sehr leid, Dr. Forstner, aber ich habe eine schlechte Nachricht für Sie. Herr Nowak ist tot.«

4

Jan erreichte Volker Nowaks Haus genau in dem Moment, als der Leichenwagen durch die Polizeiabsperrung gelassen wurde. Blaulichtgewitter spiegelte sich auf dem nassen

Asphalt und blendete ihn. Durch den strömenden Regen auf der Windschutzscheibe wirkten die Polizisten mit ihren reflektierenden Jacken wie geisterhafte Schemen.

Er hielt hinter einem der Polizeifahrzeuge und schob sich an den Schaulustigen vorbei, die sich unter Schirmen und Plastikumhängen vor der Absperrung drängten. Dann entdeckte er Kröger, der gerade die beiden Mitarbeiter des Bestattungsunternehmens zum Hinterhof wies, und rief ihm zu.

Heinz Kröger wischte sich mit der Hand übers Gesicht und kam zu ihm herüber. Sie hatten sich zuletzt bei einem Wohltätigkeitsbasar vor drei Monaten gesehen, und Jan überlegte, ob der Leiter der Fahlenberger Polizei seither noch ein paar Kilos zugelegt haben konnte. Sein Gang war watschelnd und schwerfälliger denn je, und als er schließlich bei Jan angekommen war, schnaufte er, als sei er auf ihn zugerannt.

»Danke, dass Sie gleich gekommen sind.«

Kröger wischte sich abermals übers Gesicht, doch der Regen floss unaufhörlich weiter an der Blende seiner Mütze vorbei über die geröteten Wangen. Sein übriges Gesicht war ungesund bleich, so dass es aussah, als hätte er Rouge aufgetragen.

»Himmel, was für ein Mistwetter«, stöhnte er. »Die reinste Sintflut. Wird wirklich Zeit für meine Pensionierung. Allmählich fühle ich mich zu alt für so etwas. Erst recht nach dem, was ich da hinten gesehen habe.«

Jan spürte einen säuerlichen Geschmack im Mund und versuchte, nicht an das Steaksandwich von vorhin zu denken. »Was genau ist denn passiert?«

»Kommen Sie mit«, sagte Kröger und ging los, ohne auf Jan zu warten.

Jan folgte ihm, und sie stellten sich unter das Vordach

des Kellerabgangs an der Rückseite des Hauses. Von dort aus konnte man den Innenhof überblicken.

Auf den markierten Parkplätzen standen drei Fahrzeuge. Volker Nowak hatte einen blauen Seat Ibiza gefahren, der nun von vier Beamten der Spurensicherung untersucht wurde. In ihren weißen Plastikoveralls sahen sie wie Gespenster aus.

Kröger zeigte zu ihnen hinüber. »Der verdammte Regen ist unser größter Feind. Je nachdem, wie lange Nowak schon so dagelegen hat, werden wir nicht mehr viel finden.«

Jan beobachtete die beiden Angestellten des Bestattungsinstituts, die den Toten in einen Plastiksarg legten. Sie beeilten sich, und mit ihren Rücken verdeckten sie ihm die Sicht, doch Jan fiel auf, dass Nowaks Kopf wie der einer Marionette hin und her baumelte, als sei sein Genick gebrochen. Ansonsten wirkte der Körper unversehrt. Nach Krögers Andeutung von vorhin hatte Jan Blut zu sehen erwartet, doch dem war nicht so. Trotzdem hatte er den Eindruck, die beiden Männer hatten es nicht nur wegen des Regens so eilig, den Deckel zu schließen.

»Wer hat ihn gefunden?«

»Eine junge Frau aus dem Nachbarhaus, die hier einen der Parkplätze gemietet hat. Sie kam von der Arbeit nach Hause und sah die Innenbeleuchtung seines Wagens brennen. Die Tür war halb geöffnet, und Nowak ...« Kröger sprach nicht zu Ende und schnaufte, als trüge er eine schwere Last. Mit düsterem Blick starrte er auf den Sarg. »Ich habe in meiner langen Laufbahn schon viele Tote zu Gesicht bekommen«, sagte er leise. »Unfallopfer, Selbstmörder und einmal die mumifizierte Leiche einer alten Frau, die wochenlang von niemandem vermisst worden war. Das sind schlimme Erlebnisse, aber irgendwie findet

man sich damit zurecht. Das gehört zum Beruf. Aber das da ...« Er fuhr sich wieder übers Gesicht, doch diesmal nicht des Regens wegen. »Mord ist etwas so Sinnloses. So etwas geht mir richtig an die Nieren. Ich meine, warum tut jemand so etwas? Was veranlasst jemanden, den Kopf eines anderen Menschen zwischen A-Säule und Fahrertür zu zerren und sich so lange gegen die Tür zu werfen, bis der andere an seinem gebrochenen Kehlkopf erstickt? Das ist so ... so ... *krank!*«

Jan sah den beiden Männern mit dem Plastiksarg nach.

»Gibt es denn irgendwelche Anhaltspunkte, wer es gewesen sein könnte?«

»Höchstwahrscheinlich eine Frau«, entgegnete Kröger und nickte in Richtung der beiden Wohnblocks, die hinter dem Hof aufragten. »Einer der Nachbarn glaubt, eine Frau und einen Mann gehört zu haben. Wahrscheinlich haben sie gestritten, meint er.«

»Aber sicher ist er sich nicht?«

»Nein, er hatte sich ein Formel-1-Rennen angesehen, und der Streit hat ihn genervt. Als Nowak dann auch noch zu schreien begann, hat der Nachbar die Balkontür geschlossen.« Kröger schnaufte wieder, und diesmal klang es verächtlich. »Können Sie sich das vorstellen? Jemand hört die Todesschreie eines Menschen und schließt die Tür, um bei seinem Fernsehprogramm nicht gestört zu werden. Gott, was ist nur aus dieser Welt geworden?«

Jan schüttelte ungläubig den Kopf. »Und die übrigen Nachbarn? Hat denn niemand etwas davon mitbekommen?«

»Angeblich nicht. Wahrscheinlich haben alle vor dem Fernseher gesessen.«

Er sah Jan an, und Jan dachte, es sei wirklich an der Zeit für Kröger, in Rente zu gehen. Andernfalls würden sie sich

bald in Jans Sprechstunde wiedersehen. Die Falten zwischen Krögers Brauen, die typisch sind für Menschen mit Depressionen, hatten eine besorgniserregende Tiefe bekommen. Und plötzlich begriff Jan, weshalb Kröger ihn gebeten hatte, an den Tatort zu kommen. Immerhin hätte er ihn auch später auf dem Revier befragen können. Aber er hatte ihn hierherbestellt, weil er jemanden brauchte – auch wenn er das sicher nicht zugeben würde.

»Wahrscheinlich sind Sie einer der Letzten gewesen, mit denen Nowak gesprochen hat«, sagte Kröger. »Können Sie mir sagen, was er von Ihnen wollte, oder fällt das unter Ihre Schweigepflicht?«

»Nein, er war kein Patient. Er wollte nur meine Meinung als Psychiater hören.«

Kröger zog die Brauen hoch. »Aha, und in welcher Angelegenheit?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hat er denn keine Andeutung gemacht?«

»Er sagte nur, dass er am Telefon nicht darüber sprechen wolle. Er wollte sich auch nicht in der Klinik mit mir treffen, weil er befürchtete, jemand könnte ihn dort sehen. Stattdessen hatte er sich im Old Nick's mit mir verabredet.«

»Wer hätte ihn denn Ihrer Meinung nach nicht sehen sollen?«

»Ich vermute, es ging um eine persönliche Angelegenheit. Vielleicht hatte er ein psychisches Problem oder jemand, der ihm nahestand. Es kommt häufiger vor, dass mich jemand privat anspricht, weil er Hilfe benötigt und Angst hat, dass es publik werden könnte. Für viele ist die Hürde zu groß, den regulären Weg über den Hausarzt oder die Klinikambulanz zu nehmen. Also versuchen sie es erst einmal über den inoffiziellen Weg.«

Kröger nickte. »Kann ich mir denken. Es ist gewiss nicht leicht, sich eingestehen zu müssen, dass man allein nicht mehr klarkommt.«

Der Polizist sah zu Boden, und für einen kurzen Moment glaubte Jan, Kröger würde das Seil ergreifen, das er ihm zugeworfen hatte, und ihn nun auf seine eigenen Schwierigkeiten ansprechen. Doch dann sah Kröger wieder auf und wirkte wie jemand, der beschlossen hatte, sich zusammenzureißen.

»Hat er sonst noch etwas gesagt? Irgendetwas, das uns vielleicht weiterhelfen könnte?«

Jan zuckte die Schultern. »Wie schon gesagt, er fühlte sich beobachtet. Aber er sagte nicht, von wem. Und dann sagte er noch, er wolle mich in nichts hineinziehen.«

Kröger nickte nachdenklich. »Vielleicht ging es ihm aber auch gar nicht um Ihren ärztlichen Rat. Erinnern Sie sich noch an den Drogenring, den Nowak vor einiger Zeit auffliegen ließ?«

»Ja, die Presse hat doch lang und breit darüber berichtet.«

»Der Chef dieser Bande ist ein Rumäne, der sich Dagon nennt«, sagte Kröger. »Dank Nowak sitzt er noch für eine ganze Weile hinter Schloss und Riegel. Nowak hatte deswegen einige Morddrohungen erhalten. Unter anderem von Dagens Freundin. Ein gefährliches Frauenzimmer. Hat selbst schon mehrmals gegessen, einmal davon wegen Totschlags. Vor ein paar Wochen hat sie sich anscheinend abgesetzt. Wir vermuten nach Rumänien, aber sie könnte ebenso gut hier irgendwo untergetaucht sein. Wäre möglich, dass sie Herrn Nowak aufgelauert hat. Die Brutalität der Tat wäre ihr durchaus zuzutrauen.«

»Sie meinen also, es könnte sich hier um einen Rache-mord der Drogenmafia handeln?«

Kröger hob die Hände. »Ist natürlich nur eine Vermutung. Aber denkbar wäre es.«

Jan runzelte die Stirn. »Aber warum wendet sich Nowak dann an mich und will meine fachliche Meinung wissen? Wenn er sich von dieser Frau bedroht gefühlt hätte, wäre er doch sicherlich zu Ihnen gekommen.«

»Offen gesagt habe ich keine Ahnung«, gestand Kröger. »Vielleicht hatte das eine mit dem anderen ja gar nichts zu tun. Wie auch immer, der Fall geht jetzt ohnehin an die Kripo. Hauptkommissar Stark wird sich darum kümmern. Er ist schon auf dem Weg hierher. Wahrscheinlich wird ihn der Regen aufgehalten haben.« Er sah zum Himmel auf. »Dieser verfluchte Regen. Als ob einem das alles hier nicht schon genug auf die Stimmung schlägt.«

Der Polizist stieß einen tiefen Seufzer aus, und als er sich Jan erneut zuwandte, war die Falte zwischen seinen Brauen wieder tiefer geworden. »Tja, ich werde dann mal weitermachen. Vielen Dank, dass Sie sich Zeit für mich genommen haben.«

»Keine Ursache. Sie können sich jederzeit wieder an mich wenden.«

Kröger wich Jans Blick aus und zog sich seine Mütze tiefer ins Gesicht. »Ich weiß. Vielleicht werde ich das auch. Irgendwann.« Er rieb sich die Brust und ging durch den Regen davon.

5

Am nächsten Morgen, pünktlich um halb acht, hielt ein taubenblauer Opel Kadett vor der Fahlenberger Christophorus-Kirche. Es war ein altes E-Modell, Baujahr 1985,

das aber immer noch aussah, als sei es erst vor kurzem vom Band gelaufen.

Die Fahrerin dieses gepflegten Oldtimers hieß Edith Badtke. Sie war gleichzeitig Haushälterin und Sekretärin der Pfarrei, und das nun schon seit mehr als sechsundzwanzig Jahren. Wie immer war sie in konservatives Grau gekleidet und hatte die Haare zu einem strengen Dutt zusammengesteckt. Ihr Erscheinungsbild und die kantigen Gesichtszüge hätten leicht auf eine pedantische und humorlose Persönlichkeit schließen lassen, doch wer Edith Badtke ein wenig näher kennenlernte, entdeckte schnell den liebenswerten Kern unter der nüchternen Schale.

Seit sie im Dienst der katholischen Kirche stand, hatte sie für sechs Pfarrer gearbeitet, und jeder von ihnen hatte sie schon nach kurzer Zeit ins Herz geschlossen. Sie war pünktlich, zuverlässig und korrekt und zeigte dennoch Verständnis für die kleinen Schwächen ihres jeweiligen Vorgesetzten. Im Gegensatz zu ihrem Exmann, der sie bereits nach zwei Jahren verlassen hatte, weil ihn ihre zwanghafte Ordnungsliebe angeblich »in den Wahnsinn« trieb, wussten die Herren Pfarrer die Qualitäten ihrer »guten Seele« sehr wohl zu schätzen.

Die Dinge müssen einfach ihre Ordnung haben, war ihre Devise, und dazu gehörte auch der Blumenschmuck am Altar, den sie allwöchentlich erneuerte. So auch heute.

Im Innern ihres Wagens roch es wie auf einer Frühlingswiese, denn auf der Rückbank lagen säuberlich aufgereiht vier Gestecke und zwei Sträuße, die sie wie jeden Montagmorgen vor der Arbeit bei Bruni Kögels Blumenladen abgeholt hatte.

Sie nahm zuerst die beiden Sträuße von der Plastikfolie, mit der sie den Rücksitzbezug schützte, und bugsierte sie vorsichtig aus dem Wagen, um keinen Blütenstaub zu ver-

teilen. Dann huschte sie durch den Regen zum Seiteneingang der Kirche.

An der Tür angelangt, beschloss sie, dass es wieder einmal an der Zeit war, ein ernstes Wort mit Josef Seif zu reden. Seif war Kunstschmied und hatte bereits vor über einem Monat die Reparatur des antiken Türschlosses versprochen. Doch außer dem Ausbau des kaputten Schlosses und einer provisorischen Drahtlösung war noch nichts geschehen.

»So kann das nicht weitergehen«, murmelte sie, entfernte die Drahtschlaufe, drückte die schwere Eichenholztür auf und schob sich mit den beiden Sträußen in die Kirche.

Drinnen angekommen, legte sie die Blumen behutsam auf dem Steinboden ab, zückte ein Taschentuch und tupfte sich die Regentropfen aus dem Gesicht. Als sie die beiden Sträuße wieder aufhob und sich umdrehte, fiel ihr eine Veränderung auf. Eine *beunruhigende* Veränderung.

In der Kirche war es wärmer als sonst. Das klassizistische Gotteshaus stammte aus dem frühen achtzehnten Jahrhundert und war trotz zahlreicher Renovierungen schlecht isoliert. In besonders kalten Wintern konnte man den eigenen Atem sehen, wenn man im zugigen Mittelschiff stand oder in einer der Gebetsbänke kniete. Und auch heute, wo draußen der Herbststurm heulte, hätte es hier sehr viel kälter sein müssen. Aber nun spürte sie einen warmen Luftzug, der vom vorderen Teil der Kirche zu ihr wehte.

Mit großen Augen starrte sie zum Eingang der Seitenkapelle neben dem Altar. In dessen Goldornamenten spiegelte sich Feuerschein und verhieß nichts Gutes.

Edith Badtke entwich ein fassungsloses »Um Himmels willen!« Dann eilte sie den Seitengang entlang, die beiden

Sträuße weiterhin fest umklammernd, und das Klacken ihrer Absätze hallte vom hohen Deckengewölbe wie Hammerschläge wider.

An der Kapelle angekommen, blieb sie abrupt stehen. Entgeistert starrte sie in den kleinen Raum. Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen.

6

Mirko Davolic war ein gut aussehender junger Mann. *Äußerst* gut aussehend, wie Jan ihm nicht ganz ohne Neid zugestehen musste. Athletische Statur, dunkler Teint, schulterlanges schwarzes Haar, wasserblaue Augen und ein Gesicht, das man auf dem Titelbild eines Hochglanzmagazins hätte zeigen können. Selbst die kleine Narbe auf seiner Wange, die durch den gepflegten Dreitagebart schimmerte, wirkte irgendwie passend.

Dennoch hatte Davolic bei seiner Einweisung in die Waldklinik wie ein Häufchen Elend gewirkt. Wie er Jan erzählt hatte, war er drauf und dran gewesen, sich das Leben zu nehmen, nachdem er seinen Job in einer Eisengießerei verloren hatte. Dort hatte er fast zehn Jahre gearbeitet, bis der Betrieb Konkurs anmelden musste. Danach fand der ungelernte junge Mann keine neue Stelle mehr, wurde zunehmend depressiv und verkroch sich irgendwann nur noch ins Bett, bis ihm sein Vermieter auch noch die Wohnung kündigte.

Verschuldet und ohne feste Bleibe war Davolic durch die Gegend geirrt und hatte sich schließlich auf der Donaubrücke am Fahlenberger Stadtrand wiedergefunden.

Durch einen Zufall, den der Patient im späteren Verlauf seiner Therapie als »Gottes Wille« bezeichnet hatte, war er einer Polizeistreife aufgefallen, die ihn von dem Sprung in den Tod abhielt und in die psychiatrische Klinik brachte.

Seither waren vier Monate vergangen, und aus dem einstigen Häufchen Elend war wieder ein zuversichtlicher junger Mann geworden, der es schaffte, sämtliche Schwestern auf seiner Station mit einem einzigen Blick dahinschmelzen zu lassen.

»Das hab ich Ihnen zu verdanken, Dr. Forstner«, verkündete er in einem Akzent, der seine albanische Abstammung verriet, und lehnte sich leger im Stuhl zurück. »Wegen Ihnen geht's mir jetzt wieder gut.«

Jan winkte ab. »Bedanken Sie sich bei sich selbst. Ich habe Ihnen nur den Weg aus dem Tal gezeigt. Gegangen sind Sie ihn selber.«

Davolic strahlte. »Das haben Sie sehr schön gesagt. Ja, ich hab's geschafft. War ja auch wirklich Zeit. Jetzt hab ich auch wieder eine Wohnung und einen Job. Alles wird wieder gut.«

Überrascht sah Jan in den Entlassungsbericht. »Sie haben wieder Arbeit? Davon wusste ich noch gar nichts.«

Davolic rutschte auf seinem Stuhl nach vorn und wirkte ein wenig verlegen. »Ich wollte der Sozialarbeiterin nichts davon sagen«, erklärte er mit gesenkter Stimme. »Aber morgen geht's dann los.«

»Was für eine Arbeit ist es denn?«

Nun wick Davolic Jans Blick aus. »Nicht falsch verstehen, Doktor, aber darüber will ich eigentlich nicht reden.«

»Ich hoffe, es ist nichts Illegales?«

Der junge Mann machte eine abwehrende Geste, die ein wenig übertrieben wirkte. »Nein, nein! Keine Angst.

Ist halt bloß ... also, ich werde gutes Geld verdienen und kann mein Zimmer bezahlen.«

»Na dann«, sagte Jan und verstand. Davolic war nicht sein erster Patient, der sich um einen Job bemühen musste, um den jeder andere lieber einen weiten Bogen machte. Und wer erzählte schon gern, dass er bei der städtischen Putzkolonne öffentliche Toiletten reinigte oder frühmorgens in der Innenstadt Müll vom Pflaster fegte?

Jan machte sich eine Notiz in dem Bericht, wünschte seinem Patienten alles Gute und verabschiedete ihn.

In der Tür blieb Davolic noch einmal stehen und grins-te Jan an. »Nehmen Sie's mir nicht übel, Doktor, Sie sind echt voll nett und so, aber ich hoffe, wir sehn uns nie wieder.«

Jan nickte. »Das hoffe ich auch. Zumindest nicht hier.«

Mit einer kleinen Sporttasche, die seine ganzen Habse-ligkeiten enthielt, marschierte Davolic aus dem Stations-gebäude.

Schwester Bettina, die gerade mit der Hauspost den Gang entlangkam, sah sich nach ihm um und kam dann auf Jan zu.

»Gut aussehender Kerl, nicht wahr?«, feixte Jan, doch Bettina schüttelte nur den Kopf.

»Was nützt eine tolle Hülle, wenn sie nur Luft ent-hält?« Sie drückte Jan die Post in die Hand. »Der mag vielleicht nett fürs Auge sein, aber jemandem wie Ihnen könnte er doch nie das Wasser reichen.«

»Oho, vielen Dank.« Jan lachte. »Aber falls Sie heute wieder früher gehen wollen, muss ich Sie enttäuschen.«

Sie ging auf diesen Scherz nicht ein und wirkte auf ein-mal sehr ernst. »Nein, das meine ich wirklich so. Sie sind ein ganz besonderer Mensch. Diese Kinderstation zum Beispiel, die würde es ohne Sie in zehn Jahren noch nicht

geben. Oder Ihre Patienten ... Sie sollten mal hören, wie die über Sie reden. Ich kenne hier nicht viele Ärzte, die so beliebt sind wie Sie.«

»Das ist sehr nett«, sagte Jan, und ihm fiel auf, dass sie seinem Blick nicht standhalten konnte. »Aber ich tue hier einfach nur meine Arbeit. Die neue Station war längst überfällig, und die Pläne dafür gab es schon länger, als ich hier bin. Außerdem bin ich ja auch nicht der Einzige, der sich dafür starkmacht.«

»Sie tun *mehr* als nur Ihre Arbeit, Dr. Forstner.« Bettina klang entschlossen, auch wenn sie Jan dabei nicht ansehen konnte. »Sie wissen, wie es in den Menschen aussieht, und deshalb mögen sie Sie.«

Wie schon am Tag zuvor glaubte Jan wieder, das schüchterne Mädchen zu sehen, das sich hinter der koketten Fassade verbarg. Doch im nächsten Moment wechselte sie wieder zu ihrer frechen Art. »Außerdem müssen Sie sich ja auch nicht gerade verstecken«, sagte sie nun etwas lauter und zwinkerte ihm zu. »Für jemanden in Ihrem Alter sehen Sie doch noch ganz gut aus.«

»Na, solche Komplimente hat man gern.«

Sie grinste. »Sie sollen ja nun auch nicht übermütig werden.«

Damit ließ sie ihn stehen und verschwand mit dem übrigen Poststapel im Stationszimmer.

Zurück in seinem Büro, sah Jan in den Spiegel über dem Handwaschbecken. Er war nun sechsunddreißig, durch sein dunkles Haar zogen sich erste graue Strähnen, und um die braunen Augen zeigten sich einige Falten, die vor ein oder zwei Jahren noch nicht da gewesen waren. Aber alles in allem hatte er sich noch ganz gut gehalten, fand er – erst recht nach dem Kompliment einer jungen Frau, die genau genommen seine Tochter hätte sein können.

»Vorsicht, du eitler Gockel«, murmelte er seinem Spiegelbild zu. »Das sind die ersten Anzeichen einer Midlife-Crisis.«

Oder deiner Einsamkeit, fügte eine leise innere Stimme hinzu.

Carla fehlte ihm. Er hatte sie gestern Abend noch mehrfach zu erreichen versucht, war aber stets nur mit ihrer Mobilbox verbunden worden und hatte jedes Mal wieder aufgelegt, ehe der Piepton ertönte. Ihm war nicht danach gewesen, sich mit ihrem Anrufbeantworter zu unterhalten. Dafür war das, was er ihr sagen wollte, zu persönlich.

Mit gemischten Gefühlen sah er zu dem Rosenstrauß, der auf dem Aktenschrank neben dem Kaffeeautomaten thronte, und widmete sich dann der Post. Gerade als er das erste Kuvert geöffnet hatte, klingelte das Telefon. Jan meldete sich, doch am anderen Ende der Leitung war nichts zu hören.

»Hallo?«

Stille.

Zuerst glaubte Jan, die Verbindung sei unterbrochen – keine Seltenheit bei der veralteten Telefonanlage der Klinik –, aber dann vernahm er ganz schwach ein Atmen.

»Hallo, wer ist denn da?«

Doch der Anrufer antwortete nicht.

Jan sah auf das Display und las EXTERNER ANRUF, was entweder auf einen analogen Anschluss oder eine unterdrückte Rufnummer hindeutete. Möglicherweise war es einer seiner ambulanten Patienten. Aber warum meldete er sich nicht?

»Wenn Sie nichts sagen, werde ich auflegen.«

Keine Reaktion. Nur ein leises Rascheln war zu hören, bei dem es sich vielleicht um das Reiben von Stoff an den

Sprechschlitzen handelte, begleitet von den kaum wahrnehmbaren Atemgeräuschen.

»Hören Sie, Sie haben den Anschluss von Dr. Jan Forstner in der Waldklinik gewählt. Wenn Sie mit mir reden wollen, dann sagen Sie etwas.«

Jan wartete noch kurz, und als er dann immer noch keine Antwort erhielt, legte er kopfschüttelnd auf. Er nahm wieder das Kuvert zur Hand, als das Telefon erneut klingelte.

Wieder nannte Jan seinen Namen, und wieder meldete sich der externe Anrufer nicht.

»Wer sind Sie?«

Nichts.

Jan seufzte. »Was soll das, hm?«

Auch dieses Mal erhielt er außer dem leisen Atmen keine Antwort.

»Also, falls das ein Scherz sein soll, dann ...«

»Jan.« Die Anruferin sprach so leise, dass Jan sie fast nicht gehört hätte.

»Wer ist da?«

»Jan«, wiederholte die Stimme, eine junge Mädchenstimme, wie es Jan schien.

»Ja, hier ist Jan Forstner. Und mit wem spreche ich?«

»Ohne dich schaffe ich es nicht.«

Da sie flüsterte, war das Alter ihrer Stimme nicht genau auszumachen. Jan schätzte die Anruferin auf etwa zwölf bis vierzehn, und sie klang verzweifelt.

»Was schaffst du nicht?«

»Alles.«

»Kannst du mir das genauer erklären?«

»Bald«, war die geflüsterte Antwort, gefolgt von einem Klicken. Dann ertönte das Freizeichen.

Stirnrunzelnd legte auch Jan auf. Wer in aller Welt

